daß sie agitatorische Strömungen, die in ihren Ausschlägen und in ihren Wirkungen gegen die Ruhe und Ordnung im Nachbarlande gerichtet sind, in den nöthigen Grenzen werde zu halten wissen, und Dasjenige vorkehren werde, was thunlich ist, um ihren freundnachbarlichen Pflichten gerecht zu bleiben. Ich bin überzeugt, daß gerade das freundschaftliche Verhältniß zu den Regierungen über etwaige Schwierigkeiten hinüberhelfen werde und wir jede Trübung nach dieser Richtung hin vermeiden können."

Damit wären die wichtigsten Puncte aus dem Exposé des Grafen Kalnoky kurz hervorgehoben. Indem wir uns vorbehalten, auf Einzelheiten später zurückzukommen, wollen wir noch erwähnen, daß die Anzapfungen des jungtschechischen Delegirten Dr. Pacak vom Grafen Kalnoky mit Entschiedenheit, zum Theil mit Schärfe, zurückgewiesen wurden.

Der **Orleanismus** ist durch den Tod des Grafen von Paris in eine Lage versetzt, welche für ihn das Unangenehme hat, daß er eine Lebenskraft zur Schau tragen soll, die ihm doch in Wahrheit nicht eigen ist. Bei Lebzeiten des verstorbenen Prätendenten konnten sich die Orleanisten mit dem vorgeschrittenen Alter, den beschaulichen Lebensgewohnheiten ihres Königs in partibus entschuldigen, wenn sie sich jedes Hervortretens in die Oeffentlichkeit sorgsam enthielten. Heute, wo Herzog Philipp von Orleans in die Stellung eingerückt ist, welche der Verstorbene innehatte, machen sich Einflüsse geltend, die darauf hinauslaufen, den „Alten" das Heft der Partei aus den Händen zu winden und es den „Jungen" auszuantworten. Was der jetzige Chef des „Königlichen Hauses von Frankreich" thun wird, ist noch ungewiß. Er hat vor der Welt die alten Freunde seines Vaters, den Duc d'Audiffret-Pasquier, die Herren Bocher und Buffet, seiner vollsten Huld und Gnade versichert, aber in der Pariser Parteipresse mißt man diesen Gunstbezeigungen nur sehr geringen Werth bei. Die genannten Persönlichkeiten, sagt man, haben mit der modernen Entwicklung Frankreichs nicht Schritt gehalten, sie stecken noch zu sehr in den Anschauungen, welche der Orleanismus über Bord werfen müsse, um als streitbarer politischer Factor wieder in Ansehen und Geltung zu gelangen, also fort mit ihnen. Auf dem Diner, welches der Leichenfeier für den Grafen von Paris folgte, waren die jüngeren, heißspornigen Elemente des Royalismus ebenso zahlreich, wenn nicht zahlreicher vertreten, als die Veteranen der alten Garde. Aber wie gesagt, die Waage schwankt noch. Die Ansprache des Herzogs Philipp an seine Gattinnen ist darauf berechnet, alle Empfindlichkeiten zu schonen und sich nach keiner Richtung hin vorzeitig zu engagiren. In Summa besagt dieselbe nur, daß der Herzog auf der von seinem Vater beschrittenen Bahn verharren wolle. Wenn er sonach in der Principienfrage einem klaren, präcisen Bekenntniß vorsichtig auszuweichen sucht, so zeigt er sich in der Personenfrage minder zurückhaltend. Die Stellung des politischen Faiseurs der orleanistischen Partei, des Grafen d'Haussonville, gilt für ernstlich erschüttert. Er besitzt zwar eine gewisse praktische Erfahrung, aber er hat keine glückliche Hand; unter seiner Leitung hat der Orleanismus consequent unter Mißerfolgen zu leiden gehabt; das hängt ihm nach und mag ein Grund sein, weshalb Herzog Philipp seiner gern los und ledig wäre. Die öffentliche Meinung Frankreichs beschäftigt sich mit diesen und anderen Internis des Orleanismus zur Zeit mehr, als es der Fall sein würde, wenn die Saison minder still und minder unfruchtbar an politisch interessanten Dingen wäre. In ernsthaften Kreisen folgt man den Machenschaften der Umgebung des jungen Prätendenten mehr aus Neugier als aus Mißvergnügen. Sie tragen zur allgemeinen Unterhaltung bei. Um jemals wieder eine Macht in Frankreich zu werden, müßte das Königthum der Orleans seine Geschäfte, die es allein nicht besorgen kann, von den Leitern der Republik besorgen lassen, wozu letztere aber weder eigene Neigung, noch die Genehmigung der Nation besitzen. Der Orleanismus kann den Franzosen jetzt nichts bieten, was sie nicht schon hätten. Sonach entfällt für die Nation als solche jeder Reiz, mit dem Prätendententhum zu liebäugeln. Davon macht einstweilen selbst der Klerikalismus keine Ausnahme. Seine Parole lautet nach wie vor, die Interessen der Kirche auf Grund der bestehenden Institutionen wahrzunehmen. Der Anhang des Herzogs Philipp beschränkt sich auf ein Häuflein politischer Dilettanten.

In Korea ist nun doch wider Erwarten anscheinend eine entscheidende Schlacht bei Pingyang geschlagen worden. Es geht nämlich der „Voss. Ztg." aus London folgende, in Kürze schon wiedergegebene Drahtnachricht zu:

„Nach einer Meldung der „Central News" aus Söul wurde am 16. September eine große Schlacht geliefert. Sie endete mit der völligen Niederlage der Chinesen. Der Kampf begann am Sonnabend mit Tagesanbruch mit einer Kanonade gegen die chinesischen Verschanzungen bei Pingyang, die ununterbrochen bis zum Nachmittag anhielt. Um 2 Uhr stieß die japanische Infanterie, die das Gewehrfeuer gegen die Chinesen bis zum Eintritt der Dunkelheit aufrecht hielt, vor. Die Japaner eroberten einige Vorwerke. Das Schießen dauerte fast ununterbrochen während der Nacht auf den Sonntag fort. Inzwischen hatten die gegen die chinesischen Flanken operirenden Colonnen einen Ring um die Chinesen gezogen. Um 3 Uhr Morgens erfolgte der Angriff der Japaner fast gleichzeitig. Die nichts ahnenden Chinesen wurden rasch umzingelt und zu Hunderten niedergehauen. Nach welcher Richtung sie auch Rettung in der Flucht suchten, überall begegneten sie dem Feinde. Die Pong-San-Colonne vollendete die Niederlage der Chinesen. Eine halbe Stunde nach dem Angriffe war Pingyang im Besitz der Japaner. Von 20 000 Chinesen, welche die Stellung vertheidigten, entkam nur ein kleiner Theil. Der Sieg der Japaner war glänzend und vollkommen. Sie erbeuteten ungeheure Proviant-, Waffen- und Munitionsvorräthe und Hunderte von Fahnen waren unter der Kriegsbeute. Der Verlust der Chinesen wird auf 16 000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen geschätzt, unter letzteren befinden sich mehrere Generale. Der Verlust der Japaner soll nur 30 Todte und 290 Verwundete betragen. Die Japaner verfolgen die Chinesen thätig. Diese, zumeist ohne Waffen, ergeben sich massenhaft."

Ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Meldung im großen Ganzen ist ausgeschlossen, da auch der japanischen Gesandtschaft in London die Mittheilung von dem Sieg der Japaner zugegangen ist. Einzelheiten fehlen in dieser amtlichen Mittheilung noch. Auch das „Bur. Reuter" bringt die Nachricht in kurzen Worten aus Shanghai. In dem vorstehend wiedergegebenen Drahtbericht der Londoner „Central News" aus Söul mag die geringe Zahl der japanischen Verluste unzutreffend und der Verlust der Chinesen übertrieben hoch angegeben sein, die übrigen Einzelheiten dürften in der Hauptsache der Wahrheit entsprechen. Die mittlere der drei japanischen Heeressäulen, die schon am 6. September den Chinesen ein Castell bei Hwang-Tsin abgenommen und, wie man vermuthen muß, seitdem die Chinesen auch aus ihren übrigen Stellungen um Hwang-Tsin vertrieben und auf Pingyang zurückgeworfen hatte, eröffnete am Sonnabend das Treffen gegen das Centrum der chinesischen Stellungen bei Pingyang. Inzwischen hatten die beiden japanischen Flügelcolonnen die Stellung der Chinesen umgangen, und zwar die über die Bergkette von Gensan anrückende den linken, die von Pong-San vorrückende den rechten Flügel der Chinesen. Als der Ring geschlossen war, erneuerten die Japaner in der Nacht zum Sonntag ihren Angriff und veranstalteten auf die eingeschlossenen Chinesen gleichsam ein Kesseltreiben, aus dem ein Entrinnen nicht mehr möglich war. Durch diesen Sieg der Japaner liegt für sie der Weg über Mukden nach Peking offen. Es hieß zwar vor wenigen Tagen, der chinesische Oberbefehlshaber auf Korea habe nach Peking gemeldet, er halte einen Winterfeldzug für nothwendig, und darauf hin sei sofort die Organisation einer zweiten chinesischen Armee in die Wege geleitet worden. Es wurde aber hinzugefügt, diese zweite chinesische Armee bestehe nur aus 10 000 Mann undisciplinirter, d. i. noch nicht genügend ausgebildeter Truppen. Diese wären zweifellos für General Li-Ming-Chuan, wenn sie rechtzeitig an Ort und Stelle gelangt wären, eine schätzenswerthe Unterstützung gewesen. Jetzt, wo der Hauptarmee Li-Ming-Chuans bei Pingyang vernichtet worden ist, werden jene 10 000 Mann schwerlich den Vormarsch der Japaner unter ihrem neuen Befehlshaber Yamagata aufhalten können. Der Schwerpunct des Krieges ist nach der Vernichtung der Chinesen in Korea auf die See verlegt. Die Japaner werden versuchen, ihren Gegner auch dort zu stellen und zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Erst dann ist ihre Absicht, Truppen an der chinesischen Küste zu landen und auf Peking auch von der Küste her zu marschiren, mit Aussicht auf Erfolg durchführbar.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 17. September. Obwohl äußerlich von der anarchistischen Bewegung zur Zeit wenig zu merken ist, greift sie weiter und weiter um sich. Die anarchistische Adressentafel, auf der die Namen der „freiheitlichen Socialisten" (Anarchisten), die Locale, wo diese „Herren" tagen, oder wenigstens der Name eines Gesinnungsgenossen angegeben wird, vergrößert sich stetig, wenn auch langsam. Nach den Geldsendungen zu urtheilen, welche für Abonnements auf das anarchistische Blatt einlaufen, scheint namentlich in Magdeburg und in London der anarchistische Weizen zu blühen. Die anarchistischen Agitationsschriften finden unausgesetzt zahlreiche Käufer. Nach der Verhaftung des Redacteurs Weidner hat der „Genosse" Paul Petersdorff die Redaction übernommen. Daß er so wenig wie Weidner und eine Reihe der vor diesem verhafteten angeblichen Redacteure im Stande ist, das Blatt zu redigiren, unterliegt keinem Zweifel. Um so gespannter ist man auf die Lösung der Frage, wer die nicht schlecht stilisirten Artikel schreibt. Die Akademiker unter den Anarchisten, wie Landauer und Dr. Gumplowicz, sitzen bekanntlich ebenfalls im Gefängniß. In der letzten Zeit hat das Erscheinen des anarchistischen Blattes mehrfach in Frage gestanden; die edlen „Vorkämpfer für die hehre Freiheit" haben zwar die Abonnementsgelder eingesammelt, aber sie abzuführen vergessen. Die Verwaltung hat nun ein gepharnischtes Circular erlassen, in dem die Genossen energisch aufgefordert werden, schleunigst ihren Verpflichtungen nachzukommen; sollte dies nicht geschehen, so würden die Namen der Säumigen veröffentlicht werden. Und solches Gelichter, das sich zum großen Theil für die Freiheit der Expropriirung erklärt, den Diebstahl und den Raub als ganz selbstverständlich erachtet, hat die Frechheit, in den Versammlungen davon zu faseln, daß der Anarchismus jedes Verbrechen unmöglich mache!

* **Berlin**, 17. September. Die „Norddeutsche Allgem. Ztg.", die bisher zu einer officiösen Auslegung der Königsberger Kaiserrede nicht benutzt worden ist, klagt heute darüber, daß die Parteipresse diese Kundgebung „willkürlich" auslege. Diese Klage ist deshalb wundersam, weil von berufener Seite noch nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, der öffentlichen Meinung die Kaiserrede auszudeuten. Ob das, was die „Nordd. Allgem. Ztg." jetzt als die rechte Deutung bezeichnet und bringt, von berufener Seite herrührt, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Rührt es aber von solcher Seite her, so weiß man in Regierungskreisen noch nicht, mit welchen Parteien man versuchen soll, der Umsturzbewegung einen gesetzlichen Damm entgegenzustellen, und wie dieser Damm beschaffen sein soll. Das „freiwillig-gouvernementale" Blatt schreibt nämlich:

„Von diesen gewaltsamen Auslegungen hat ein beträchtlicher Theil an die Worte der Kaiserrede: „Auf zum Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung, gegen die Parteien des Umsturzes!" angeknüpft. In den „Parteien des Umsturzes" bekämpfen wir die Feinde der Religion, Sitte und Ordnung; letzterer Ausdruck ist lediglich eine ausführlichere Begriffsbestimmung, die aus vorgenommen, aus welchen Gründen wir den Kampf gegen die Umsturzparteien aufnehmen müssen, was in dem Kampf auf dem Spiele steht, und die so die Kraft der Mahnung verstärkt. Dieser innere Zusammenhang der Worte ist so zweifellos, daß man der Meinung des Kaisers Gewalt anthat, wenn man die apostrophirten gedachten und apostrophirt gedachten Wendungen dieses Aufrufs von einander abtrennt, aus den Worten: „Auf zum Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung" einen anderen Gegner als die Umsturzparteien herausinterpretirt und eine Angriffsfront herstellt, bei der die revolutionären Parteien als Gegner wenigstens zunächst in nebelhafter Ferne verschwinden. Wenn von „Bestrebungen, die sich gegen die Grundlage unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens richten", gesprochen wird, so denkt Niemand an politische oder religiöse Glaubensbekenntnisse, die diesseits von der Socialdemokratie liegen. Se. Majestät hat ausdrücklich „Allen" die Mahnung eingeschärft, die das Standbild Kaiser Wilhelm's I. an sie richtet, und wenn weiter in der Rede auf die „noch zögernden Theile des Volkes", die ebenfalls für die kräftige Belebung der Umsturzparteien gewonnen werden müssen, hingewiesen wird, so ist damit deutlich zum Ausdruck gebracht, daß unser kaiserlicher Herr nicht blos auf eine einzelne politische oder kirchliche Partei rechnet oder auf Grund dieser Rede als Vollstrecker ihres Programms von ihr in Anspruch genommen werden kann. Wenn also in einem conservativen Blatte ausgesprochen wird: „Wer wäre sonst im Stande, den Kampf für Religion, Sitte und Ordnung zu führen, als sie, die conservative Partei?" — so befindet sich dieses Urtheil nicht im Einklang mit den Anschauungen und Erwartungen, die uns in der Rede Sr. Majestät des Kaisers entgegentreten. Es handelt sich denn auch wohl nur um einen übereilten, zu doch gegründeten Ausdruck; denn wir lesen in demselben Artikel desselben Blattes: „Der Kampf für Religion, Sitte und Ordnung ist wahrlich keine Parteisache und kein Parteikampf, er ruft die ernstgesinnten, einsichtsvollen Männer ohne Unterschied der Parteien an die Seite des Kaisers." Daß sich die einzelne Partei die Fähigkeit zu besonders tüchtigen Leistungen im Kampfe gegen die Umsturzbewegung zutraut, ist durchaus begreiflich, auch als Symptom edlen Strebens, der gute Frucht wirken kann, nicht zu mißbilligen. Aber welche Partei wirklich das bedeutendste Maß von energischer, durchgreifender Gegenarbeit leisten und als Führerin in dem Kampfe leuchten wird, soll erst die Zukunft zeigen. Aufgerufen zu diesem Wettbewerb sind alle Parteien, die „an den Grundlagen unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens" festhalten wollen."

An anderer Stelle schreibt die „Nordd. Allgem. Ztg.":

Man streitet sich in den Blättern noch immer über den Satz der Kaiserrede: „Eine Opposition preußischer Adliger gegen ihren König ist ein Unding, sie hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie den König an ihrer Spitze weiß, das lehrt schon die Geschichte unseres Hauses". Diese Fassung des Gedankes soll „unmöglich richtig" sein. Die Schwierigkeiten der Auslegung aber hat man sich selbst geschaffen, indem man das Wort „Opposition" auch in dem zweiten Anwendungsfalle in der sprachlich doch nicht gebotenen prägnanten Bedeutung „Widerstand gegen die Staatsregierung" faßte. Aller Grund zum Kopfzerbrechen und zur Ausdeutung durch abenteuerliche Auslegungen verschwindet, wenn man die Worte ganz unbefangen dahin versteht: „Eine Opposition preußischer Adliger gegen ihren König ist ein Unding; ihr Widerstand (gegen irgend eine politische oder wirthschaftliche Strömung) hat nur dann eine Berechtigung, wenn er den König an seiner Spitze weiß".

So ziemlich dasselbe hat das „Leipz. Tagebl." schon längst gesagt.

— Prinz Albrecht von Preußen ist bekanntlich vom Kaisermanöver des I. und XVII. Armeecorps krank hierher zurückgekehrt und wird in seinem Palais in der Wilhelmstraße durch den aus Braunschweig herbeiberufenen Leibarzt, Oberstabsarzt Dr. Scheibe, ärztlich behandelt. Die Krankheit soll in einer stärkeren Erkältung bestehen.

— Der „Reichsanz." meldet amtlich, daß der bisherige außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am schwedisch-norwegischen Hofe, Generallieutenant und Generaladjutant Graf von Wedel, seinem Antrage gemäß von diesem Posten abberufen und in den einstweiligen Ruhestand versetzt ist.

— Die Regierungspräsidenten sind vom Minister des Innern aufgefordert worden, darauf hinzuwirken, daß den Herbergen zur Heimath der zur Aufrechterhaltung der Ordnung bisweilen erforderliche polizeiliche Schutz bereitwillig gewährt werde. Der Minister betont, das Bestreben dieser Herbergen, sich von schlechten Elementen zu befreien und ihren Einrichtungen den bestimmungsgemäßen Zweck zu erhalten, verdiene die Unterstützungen der örtlichen Polizeibehörden.

— Der „Reichs-Anzeiger" hatte bekanntlich am 7. Juli d. J. auf Klagen über ungenügenden Schutz der Deutschen in Mittelamerika eine Entgegnung veröffentlicht, worin u. A. erklärt wurde, daß der Deutsche Dr. Hermann Prowe die ihm in Salvador zugefügten Unbilden selbst verschuldet habe. Prowe habe den General Ruiz Pastor gereizt, ihn zum Zweikampf herauszufordern, und der Präsident der Republik Salvador habe, indem er die beiden Gegner für einige Zeit in Gewahrsam genommen habe, nur den Gesetzen des Landes gemäß gehandelt u. s. w. In Bezug auf diese Darstellung ersucht Dr. Hermann Prowe die „Köln. Ztg." durch Schreiben aus Guatemala vom 20. v. M. um Aufnahme folgender Erweiterung:

„Gegen Behauptungen, welche in dieser Zeitung aus dem „Reichs-Anzeiger" über mich abgedruckt worden sind, erkläre ich, daß ich mich nie mit dem Bedienten Ruiz Pastor, nachmals General, befaßt habe, besser er, von Adjutanten und Polizisten begleitet, mich auf Befehl des Präsidenten Ezeta überfallen hat; daß ich nicht aus dem Lande entwichen, sondern nach Ordnung meiner Angelegenheiten, zwölf Tage nach dem Vorfall, am besten Tage und auf dem gewöhnlichen Wege abgereist bin; daß weder diese Abreise noch die ein Jahr später erfolgte Erneuerung Pastors ein ex officio gegen diesen eingeleitetes Gerichtsverfahren unterbrochen hat, sondern der Befehl des Präsidenten; daß ich für diese Justizverweigerung und alle Hauptpuncte meiner Beschwerde Beweise beigebracht habe und eine Kritik derselben in einer unrichtigen Darstellung der Thatsachen nicht zu sehen vermag."

— Graf Waldersee hat sich (wie die „Köln. Ztg." mittheilt) vom Manöverfelde zu seiner erkrankten Schwiegermutter, der Generalin Lee, nach Württemberg begeben. Statt seiner leitet der Divisions-Commandeur Graf Finckenstein das Corpsmanöver.

— Der württembergische Militärbevollmächtigte, Oberst und Flügel-Adjutant des Königs Wilhelm, Freiherr von Watter, ist nach Berlin zurückgekehrt und hat die Führung der Geschäfte der württembergischen Gesandtschaft übernommen.

— Der Minister für Landwirthschaft v. Heyden und der Ministerialdirector im Cultusministerium Wirkl. Geheimer Rath Dr. de la Croix sind hier wieder eingetroffen.

— Der Legations-Secretair von Bülow bei der Gesandtschaft in Hamburg ist nach Beendigung seines Urlaubs nach Hamburg zurückgekehrt und hat die Vertretung des königlichen Gesandten daselbst wieder übernommen.

— Der königl. Gesandte in Stuttgart von Holleben ist nach Beendigung seines ihm bewilligten Urlaubs nach Stuttgart zurückgekehrt und hat die Geschäfte der Gesandtschaft wieder übernommen.

— Der deutsche Gesandte in Brüssel Graf v. Alvensleben ist aus Erfleben hier eingetroffen.

— Der hiesige großbritannische Botschafter Sir Edward Malet ist von seinem Urlaub nach Berlin zurückgekehrt und hat die Geschäfte der Botschaft wieder übernommen.

— Der großbritannische Botschafts-Secretair Mr. Dering ist von seinem Urlaub zurückgekehrt.

— Der englische General Sir Henry Havelock-Allan, welcher dem Kaisermanöver des 1. und 17. Armeecorps in Ostpreußen beiwohnte, ist gestern in Begleitung des Capitains Brown und Dr. Alger aus Elbing hier eingetroffen.

— Der der französischen Botschaft attachirte Herr Maurice Herbette, der Sohn des Botschafters, hat Berlin mit Urlaub verlassen und ist zu seinen Eltern nach Paris gereist.

— Der Attaché di Martino von der italienischen Botschaft hat einen längeren Urlaub angetreten und sich nach Italien begeben.

— Der bisherige dritte Hof- und Domprediger, Generalsuperintendent Faber ist nunmehr zum zweiten, der bisherige vierte Hof- und Domprediger Kritzinger zum dritten und der Superintendent Schniewind in Langenfelde zum vierten Hof- und Domprediger am hiesigen Dom ernannt worden.

— Unter reger Betheiligung der Mitglieder fand am Sonntag die constituirende Versammlung des deutschen Freilandbundes statt. Ueber einen Antrag, nicht eine deutsche, sondern eine internationale Freilandgesellschaft zu gründen, ging die Versammlung zur Tagesordnung über, da der Gedanke noch nicht durchführbar ist. Sodann wurden die Statuten berathen. Als erster Vorort wurde Berlin gewählt. Die Agitation soll durch Wanderredner besonders gefördert werden. Ferner wurde die Gründung einer Zeitschrift beschlossen, in welcher freiländische Principien besprochen werden sollen.

* **Swinemünde**, 16. September. Als der Kaiser am Donnerstag hier eingetroffen war, erwiderte er auf die Ansprache des Bürgermeisters Wegener nach der „N. Stett. Ztg.":

Er sei schon als Knabe mit seinen Eltern in Swinemünde gewesen. Es freue ihn, daß Swinemünde durch seine günstige Lage den Vorzug habe, die deutsche Flotte öfter in seinen Gewässern zu sehen, und er hoffe, daß Swinemünde und Stettin einmal auf dem Wasserwege direct mit Berlin verbunden werden würden. „Ob ich selber das aber noch einmal erlebe", fügte der Kaiser lächelnd hinzu, „weiß ich allerdings nicht."

* **Graudenz**, 17. September. Der „Gesellige" schreibt: „Wie uns jetzt versichert wird, soll während des Kaiserdiners in Marienburg verschiedenen deutschen Großgrundbesitzern die Erklärung abgegeben worden sein (von wem, wird uns nicht geschrieben), daß „man" die Polen nur deshalb in die Nähe des Kaisers gesetzt habe, damit sie die Rede aus nächster Nähe hören und so den Eindruck gewinnen, daß ein urdeutsches Fest gefeiert werde, was ja auch aus der Kaiserrede hervorgegangen sei. Diese Erklärung hat jedenfalls den Vorzug, ungewöhnlich zu sein."

Winkler schob die Achseln in die Höhe, während er doch geschmeichelt lachte.

„Gern thue ich's nit", sagte er, während ein mißmuthiger Ausdruck in seine Züge trat. „Schauen Sie, Herr Baron, vor zehn Jahren, da hab' ich noch Kraft in den Armen für Zehn gespürt, und wenn mir's auch einen Stich durchs Herz gab, daß ich keinen Buben hatte, sondern nur eine Tochter, so dachte ich doch immer, der Himmel wird's recht machen und mir einen wackeren Eidam schicken. Aber das ist nun vorbei; meine Tochter pfeift selbst auf dem letzten Loch — ihr Mann starb an der Schwindsucht und auch das kleine Büble, das Sie vorhin gesehen haben, aus dem wird all' sein Lebtag kein rechtschaffener Bauersmann. Wozu soll ich jetzt noch eine neue Last auf mich nehmen?"

Thumar hatte ungeduldig der Rede zugehört. Jetzt klopfte er in nervöser Hast mit der feinen, aristokratischen Hand auf die weiß und roth gewürfelte Tischdecke.

„Es wäre mir sehr angenehm gewesen, wenn Sie mir ein Gebot gemacht hätten — man hat immer kleine Verpflichtungen, denen man nachkommen muß", setzte er hinzu, während ihm das Sprechen sichtlich schwer fiel.

Ein heller Blitz tauchte plötzlich in den Augen Winkler's auf. Er warf einen raschen Blick auf seinen Gast, dann nickte er unmerklich mit dem Kopf.

„Ein offenes Wort in Ehren, Herr Baron", sagte er, „wenn Sie Geld brauchen, ich kann's Ihnen ohne Zinsen geben, im Kasten liegt genug davon."

Ein fahles Leuchten ging durch die verlebten Züge Thumar's und mit der rechten durch den Bart streichend, murmelte er zurück: „Nicht doch, mein Lieber, Sie verstehen mich falsch. Ich möchte Lästiges los sein und glaube da zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen."

„Wenn Sie mir einen mäßigen Preis machen, Herr Baron, so könnten wir vielleicht einig werden", meinte Winkler, „wenn ich es offen gestanden auch nicht gerne mache."

„So besuchen Sie mich morgen. Wie Sie wissen, bin ich bereits mit Sack und Pack, wie man so sagt, hier eingetroffen. Wir haben uns bereits häuslich eingerichtet. Wir können dann die Felder besichtigen, Sie machen dann Ihr Gebot — wir werden schon einig werden."

Der Baron erhob sich. Inzwischen war auch Frau Barbara mit dem wieder zur Noth gesäuberten Felix eingetreten. Dieser wußte den Gastgebern die Hand zum Abschied reichen, was er nur mit einer sichtlichen Herablassung that. Dann entfernte sich der Baron Thumar mit seinem Sohn.

„Hast Du mit ihm wegen dem Forstheger Wittmer gesprochen?" fragte Frau Barbara.

„Das hat noch Zeit", entgegnete ihr Eheherr, „der Baron will sich's überlegen, er scheint ohnehin selbst in Geldverlegenheit zu sein, da wird er schwerlich daran denken, einen Ueberflüssigen in Lohn und Brot zu behalten!"

„Der arme Mann hat nicht das Nöthigste", sagte seine Ehehälfte darauf, während sie sich anschickte, den Tisch abzuräumen. „Aber hör', Du hättst doch auch nicht gleich so hart zu unserem Erich sein brauchen. „Ich hab' zugeschaut, der junge Baron hat den Ami gehauen, und darauf ging's los."

„Ach, laß mich in Frieden, Ihr Weibsleut steckt immer zusammen, wenn ich nur von dem Baden hör', dann sind mir schon die Ohren voll, ich wollt', ich hätt' ihn nie gesch'n auf meinem Hof, den Waschlappen!" knurrte Winkler mißmuthig und wendete sich ab.

Da pochte es an der Thüre und auf das „Herein" erschien die Lene und bat, Frau Barbara möchte doch einmal nach oben kommen, ihre Herrin stöhne gar seltsam und könne gar keine Ruhe finden; sie habe sich aufs Bett legen müssen und habe nun einen förmlichen Weinkrampf.

Ein vorwurfsvoller Blick aus den gutmüthigen Augen Frau Barbaras streifte ihren Eheherrn. „Nun, da siehst Du's!" sagte sie, als Lene das Zimmer wieder verlassen hatte. „Mir will's überhaupt nicht gefallen mit der Elsbeth. Wenn's nit fast ausgeschlossen wär', möcht ich glauben, sie trüge nicht nur schwer an ihrem Kummer — — sondern — sondern als wollte es noch eine Veränderung geben in der Familie.

Der Bauer riß die Augen weit auf und starrte sein Weib an. „Soll thäte mir g'rad noch fehlen", knurrte er, „noch einer von der Sippschaft im Haus, ein heiliges Kreuz!"

Er ging zur Thüre hinaus und warf diese krachend hinter sich ins Schloß, während Frau Barbara, mit bösen Ahnungen erfüllt, die Treppe zum ersten Stockwerke hinaufeilte.

IV.

Die Knechte, welche eben eine Hantirung auf dem Hofe vorzunehmen hatten, hatten keinen leichten Stand. Winkler schrie sie auf eine ganz barsche Art an; sein Wettern und Toben durchklang den weiten Hofraum. Selbst der Kettenhund mochte merken, daß nicht gut Kirschen essen mit ihm war; er verkroch sich, die Ruthe zwischen die Beine klemmend, in seine Hütte, sich dadurch unsichtbar machend.

„Der Alte hat wieder einen Zacker", brummten die Knechte und schauten sich vielsagend an.

Winkler war vor den Thorbogen getreten und stand nun, die Hände in den Hosentaschen, breitbeinig da und sah bald zur Rechten, bald zur Linken.

„Heut geht Alles verkehrt", sagte er, nachdem er aus der Seitentasche seines Lederwammses eine kurze Pfeife hervorgeholt und diese mit dem ebenfalls in der Tasche in einer Schweinsblase aufbewahrten Tabak gestopft und mittelst Feuersteins und Schwamms in Brand gesetzt hatte. „Da kommt die alte Urschel, die Fränz, die hat mir g'rad noch gefehlt!"

Es war der Trudel Großmutter, welche eben, von einem Gange durch das Dorf heimkehrend, die Straße heraufgehumpelt kam und an dem Bürgermeister mit scheuem Gruß vorübereilen wollte.

„Da komm einmal her!" herrschte dieser sie ungebärdig an.

„Was dran, Herr Bürgermeischter", sagte die Fränz, mit ungewisser Miene stehen bleibend und dann zögernd sich dem finsterblickenten Manne nähernd.

„Daß Euer Enkelkind sich nicht mehr an den Sohn von meiner Tochter heranmacht, es ist kein Umgang mit für uns, merkt Euch das!" begehrte Winkler auf.

„Ach Du meine Güte", jammerte die Alte, „da kann ich doch nicht dafür, der Kleine ischt gekommme auf die Wies', un da habe sie zusamme gespielt. Wenn der Herr Bürgermeischter wolle, soll's ja nicht mehr vorkommme!"

„Ja, ja, schon gut", murmelte Winkler und machte Miene, der Alten den Rücken zu kehren. „Deinem Sohn kannst sage, daß es wohl nix werde wird, der Herr Baron ist mit gut auf ihn zu sprechen und behält ihn nimmer, die Gemeind' aber stellt ihn nit an."

„Ich fürcht's auch", meinte die Fränz, während sie den Korb, den sie bis dahin an der Hand getragen, zu Boden stellte und nun ihre hageren Hände unter der schmutzigen, schwarzen Schürze barg, „seitdem ich vorhin was läute g'hört hab', Leut', die selber nix zu beiße habe, ja, ja, es ischt überhaupt eine eigene Geschicht' mit der gnädige Herrschaft. Nu, wenn's nur ein gutes Ende nimmt, ich will weiter nix gesagt habe."

„Die alte Rassel hat doch aller Leut' Ehr' zwischen den Zähnen", brummte Winkler, während er unwillkürlich einen Schritt näher trat, „bist doch das lebendige Schwatzmaul im Dorf, was hast wieder ausspintisirt?"

„Ich hab' nix gesagt, behüt' Gott all' mit 'nand", sagte die Fränz und nahm ihren Korb wieder auf.

„Halt, da bleibst, was ist los mit dem Herrn Baron, wissen will ich's", schnauzte sie Winkler an, während er zugleich seiner Pfeife dicke Rauchwolken entlockte.

„Ich will nix gesagt habe, Herr Bürgermeischter, aber Sie wisse ja, was mein Andres ischt, der ischt mit der Dienerschaft bekannt, nu, es soll zuletzt in Berlin nit gut hergange sein." . . . . Sie trat plötzlich ganz dicht an den Hochaufhorchenden heran und legte die eine Hand muschelförmig vor den Mund. „Ich bin eine alte Frau, Herr Bürgermeischter und arm, das wisset Sie", sagte die Fränz dann, während sie ihre Augen auf eine ganz besondere Art verdrehte, „aber wir sind ehrlich, und habe wir kei Schmalz, so esse wir unser Brot trocke, aber ehrlich sind wir. Und wenn ich Abends zur Ruhe geh', dann kann ich mei zehn Finger betrachte und kann sage, ach Du lieber Herrgott, arme Leut', aber ehrliche Leut' sin wir, liebreich und rein . ."

„Hol' Dich der Teufel mit Deiner Litanei", knurrte Winkler, während er verächtlich zur Seite spie, „Lumpengesindel seid Ihr!"

„Aber Herr Bürgermeischter, ich bitt' Euch!"

„Soll weiß ich besser . . . wirst schon manchen Wildbraten gebrizt haben, den Dein Sohn seinem Herrn heimlich weggepuzt hat aus'm Wald!"

„Ach Du lieber Gott", wisperte die Alte, „es wäre besser, ich hielt's Maul, wenn der Herr Bürgermeischter schon 'mal so schlecht von uns denkt!"

„Dageblieb und heraus mit der Sprach'!" herrschte sie Winkler an. „Es drückt Dir sonst noch das Herz ab."

Die Fränz druckste erst eine Weile, sie wollte noch immer nicht recht mit der Sprache heraus, dann aber wisperte sie: „Was ich da von meinem Andres gehört hab', dem hat's wieder der Lange mit der grünen Livree gesteckt; Hans, glaub' ich, nennen sie ihn."

„Der Kammerdiener des Barons, nu, was denn?"

„Ja, der Herr Baron ischt doch Officier gewese bei des Kaisers Soldaten."

„Nun ja, beim Leibregiment."

„Ja, aber es ischt nit so 'gange, wie Alle gern gewollt hätte", flüsterte die Alte, die ganz dicht an den Bürgermeister herangetreten war, „und der Herr Baron soll ganz eigenthümlich gespielt habe mit Karte — — — und da hat es sich herausgestellt, wo die Karte gemischt wurde, daß viel mehr Karte gefunde werde sind, als zum Spiel gehöre. Hi hi. Unsereins versteht nix davon. Aber die Herre solle die Sache schief genommme habe . . und dann kam's heraus, daß der Herr Baron viel Schulden hatte, viel mehr wie Haare auf'm Kopf."

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.